

Die Herweghs.

Ein rechtschmeißlicher Roman von
Liesbet Dill.

37. Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

Gimpel war in seiner Art ein Genie. Herwegh war noch heute davon überzeugt, daß dieser begabte Kaufmann nur ein verschwendertisches Weib zu seinen Vergehungen verleitet hatte. Gimpel hatte sicher nicht geholt, in welsch beifollosom Durcheinander er sein Bureau zurückgelassen. . . . Aber jedes Wort der Verteidigung war hier umsonst. Wenn es ihm auch gelang, aus diesem Prozesse seine Ehre zu retten, so würde man ihn als Amal beim Gericht nicht mehr zu lassen, seine Stellung war hin. Er war unmöglich geworden, die Gesellschaft hatte ihn ausgehoben. Wie würde Erzte das tragen? Ein bitteres Lächeln überflog sich sein müdes Gesicht. Er sah sie vor sich. Mit blühenden Augen, entsetzt, als habe sie eine schmutzige Hand berührt, würde sie sich von ihm abwenden. Und seine arme Mutter!

Wie würde sie es tragen? Der Luß' Schulden bezahlen und den Himmel beauftragt? Wer seiner Mutter helfen aus allen Verlegenheiten?

Diese entsetzliche Einmaligkeit, die Abgeschlossenheit und die Untätigkeit, zu der er verdammt war, waren unerträglich. Er durchwanderte die Zelle von Morgens bis Abends, sein Gedächtnis durchwühlend nach Ereignissen, Gestirten und Namen die er vergessen hatte.

In den letzten Jahren hatte er an der Börse Aktien gekauft. Mit zehn Aktien Kaufscheide der Witte Kumpfs hatte er angefangen, die er billig gekauft hatte und die er ihr zur Höchstkurse abgekauft hatte. Frau Kumpfs war entsetzt und bot ihm ihre sämtlichen Aktien an, um nach Belieben damit zu arbeiten.

Er hatte an diesem leichten und mühelosen Geschäft allmählich Geschmack gewonnen und auch sein verlässliches Kapital in Anleihepapieren angelegt, die er bei ein'r Baissé kaufte und eine Baissé abwartete, um sie abzuverkaufen. Er hatte dabei Glück gehabt und Pech — wie alle Spieler. In den letzten Tagen hatte er keine Zeit mehr gehabt, den Stand der Papiere zu verfolgen. Es fiel ihm jetzt ein, daß er einen Tag vor seiner Verhaftung seinem Bankier einen großen Auftrag zum Ankauf eines Papiers einer emporkommenden Kammerzinnpinnerie gegeben, von der er nicht einmal wußte, wo sie lag. Er wußte nur, daß das Papier an der Börse empfohlen war und bald sehr hoch steigen sollte.

Und er hatte da zum erstenmal etwas getan, das er sonst vermeiden hatte. Er hatte die Gelder seiner Klientinnen, die schon lange ungenützt bei ihm lagerten, trotzdem er oft genug gemacht hatte, je besser anzulegen, mit zu diesem Ankauf verwendet.

Er hatte diese ewig berechnen Damen nicht um ihre Meinung fragen können, sie antworteten ja nie und sie hatten bis jetzt auch nichts dagegen gehabt, wenn er ihnen mit Aktien Geld verdiente. Wenn diese Fabrik nun Bankrott machte, wie die Ehrenhäuser, die vor dem Zusammenbruch stand? Dann hatte er nicht allein sein ganzes Kapital eingebüßt, sondern auch noch andere hinfängiger. Warum haben Sie das getan? fragte der fähige Richter, mit fremdem Geld geht man vorichtigig um.

„Ja, sie hatten jetzt gut reden! Sie verstanden ja nicht, daß er nur anderen helfen wollte, glücklicherweise, wenn andere etwas gewonnen. Er brauchte das Geld ja gar nicht, sondern seine Frau, seine Mutter, die Schwwestern und die Brüder. Für was hatte er denn jemals Geld ausgegeben? Für seine Mutter. Sie war seine einzige Freude, sein einziger Luxus: Noten, Bücher, Konzerte. . . Theater.“

Der rheinische Frühling war, fast ohne Übergang zum Sommer geworden. Die Luft frisch warm zu dem Fenster hinein und ließ die Zelle nur noch lichtlos und dümpelnd und enger erscheinen.

Gefangen!

Hinter vergitterten Fenstern schaute er zu dem blauen Himmel auf, der sich strahlend und wolkenlos über dem Lande spannte. Die Sonne drang tagsüber faun über die hohen Mauern des feuchten Hofes, nur des Abends kam sie mildelebig noch einmal zu ihm herein. Ein schräger Strahl stand dann vom Fenster bis zu seinem Betrand, in welchem die Stubstühle standen. Dann dachte er an den sonnigen Rhein, auf dem die weißen Schiffe hinglitten, an die Inseln, die mit ihren alten Bäumen im Rhein schwammen, an die stolzen Brücken, die sich von einer Stadt zur anderen spannten, an die Berge mit ihren zerfallenen Burgen, und eine wilde Schnuld überkam ihn, hinauszufliegen ins Freie, die Luft zu atmen, sich unter den Menschen zu bewegen, die jetzt im Kurgarten auf dem hellen Rasenplatz prommen, während das Orchester eine Serenade spielte und sich die blühende Fontäne rauschend im Weibe ergoß. Es wurde heiß. Die Mädchen tanzten um seinen Kopf. Die Verhandlungen zogen sich hin. Jeden Tag kam etwas Neues dazu, ihre Richter konnte sich mehr durchfinden. „Sie hätten Ihre Anlegenheiten geordnet zurücklassen sollen.“ sagte ihm der Untersuchungsrichter, „denn wären wir in drei Wochen fertig gewesen.“

Das Beweismaterial häufte sich täglich, statt sich zu lichten. Der Eppenhäuser Bankrott schob sich daszuvörderst. Auch dort herrschte Unklarheit.

Herwegh hatte die Verwaltung bis zuletzt allein in seinen Händen gehabt, aber man hat nie eine Abrechnung

von ihm bekommen können in der letzten Zeit. „Das kann noch Herbst werden, bis wir fertig sind.“ sagte ihm der Untersuchungsrichter.

Wenn ihm das Hin zu springen drohte, nahm er seine Geige und spielte. Und bei den ersten Bogenstrichen begannen sich seine Gedanken zu beruhigen. Es packte ihn ein wahrer Heißhunger nach Musik, Vergessenheit wollte er sich holen. Die Wärter blieben an der Tür stehen, um zu hören.

Barfanten und Nonnos erörnten aus der Zelle, Melodien aus Schumanns Manfred und Schuberts Rosamunde. Darzwischen zitterte heftlich und fromm das Hirn von Paß. Zwischen dem Untersuchungsgefangenen und den Wärtern hatte sich allmählich ein korvater Lou eingebürgert. Der erste Wärter hatte schon in einem anderen Kämmerl verlegt werden müssen, weil er über seinen Unterhaltungen mit Herwegh die anderen Gefangenen verarg.

Sein Nachfolger begrüßte Herwegh gleich als alten Bekannten. Er hatte ihm einmal eine Verleumdungsklage gegen einen Kollegen geführt. Wer kannte Herwegh nicht!

Gegen diese Verleumdung konnte selbst die schneidigsten Affektoren nichts ausrichten. Der dritte Wärter hörte „zu gern Musik“. Sein Sohn war „auch Geiger“. Man hatte Herwegh die Geige entzogen. Es war nicht üblich, daß Untersuchungsgefangene sich mit Musik vergnügten, berichtet ihm der gemessene Hefe Affektor, der den Untersuchungsrichter vertrat, es für die Ruhe des Ortes und dann war man ja nicht zu seinem Vergnügen hier, sondern um sich zu sammeln. Und Herr von Herwegh bedurfte sehr der Sammlung. Es liefen täglich neue Klagen ein und häuften sich auf den Tischen der Untersuchungsrichter. Wichtige Zeugen mußten erst geholt werden, Frauent Müller-Güth war noch in America und kam erst im Oktober zurück.

„Sie müssen sich in Geduld fassen.“

Da Herwegh diese bleierne Stille der Zelle einfach nicht mehr ertrag, durchmaß er den Raum funkenlang mit langen Schritten und sang laut vor sich hin.

Dererentmelodien, Craxionen, was ihm gerade einfiel, Lieder von Brahms und Balladen. „Dein Schwert, wie ill's von Alur io ro, Eduard.“ „Wie uff em Theater.“ sagten die Wärter, einer nach dem anderen kam an sein: Tür geschlagen, um zu lauschen. Die Merendbare mit ihren Kapellen hielten erstaunt ein, „war das nicht Herweghs Stimme? Wahrschäftig, nur, der veränderte sich auch nicht.“ Während er sang, dachte er an ein großes dunkles Schlafzimmer, das er einmal als Junge allein bewohnt und in dem er sich des Abends die Angst dadurch zu vertreiben suchte, daß er laut Kirchenglieder sang. Zuweilen stand er am Fenster, unbeweglich wie eine Statue, die Hände auf der Fensterbank und sah zu den Taumelstößen herüber. Dort lag ein grüner Schimmer über der Welt. Dort ging vielleicht jetzt Erzte spazieren in einem hellen Sommerfeld mit dem großen weißen Fieberhut. Heute war Dienstag, „ihm Tag“ im Königlichen mit Mama. Mittwoch hatte sie „Aargarten“, Donnerstags „Alteinschiff“, und Freitag war Whiffsträngchen, und er sah die Damen an Fräulein Schmidts weißgebendem Tisch mit ihren Hefelarbeiten, und die Generalin erachtete von dem Erlerischen „Jour“. Er sah die vergnügte Tafelrunde bei seiner Mama, hörte das behagliche Lachen des Generals, und draußen braute der Nebel, und auf dem Bahnhof piff die Lokomotive, die jeden Abend nach dem blauen Taunus fuhr. Es wurde Herbst.

Im Hof endlitterten die mageren Masten, und es regnete. Entschig trage Leute folgten, an denen er nichts hörte wie den Regen rauschen und zuweilen das Raseln des Schließelbundes eines Wärters, der das Eisen brachte. Es war ihm, als ob alle diese Tropfen nicht auf das Blech vor dem Fenster, draußen, sondern auf seinen Kopf fielen. Tropf, tropf. Er sumnte das zweite Chopinische Prelude vor sich hin. Tropfen auf einen Targ. Sowas mußte man doch auch schon haben können, es war wahrhaftig! In Kunststück Eine Gesichte aus dem Mittelalter fiel ihm ein, von einem politischen Verbredner, der man in einem leeren Brunnen gefangen hielt, von dessen feinerem Rand unabläßig ein Tropfen auf den Kopf des Unglücklichen fiel. Immer auf dieselbe Stelle, bis er wahnsinnig wurde.

Wenn man nur nicht mehr zu warten brauchte, nicht zu grübeln, zu rechnen, zu hoffen, auf irgendein Wunder, das nicht kam.

Man beschuldigte ihn plötzlich, er habe als Brimancer aus dem Schreißlich seiner Mutter Geld entwendet. Die Diebstahlschuldige beschäftigte die Richter. Er sollte einen Schmutz, der zur Aufbeahrung in seinem Safe gelagert hatte, für andere Zwecke verwandt und den Bureauvorsteher, der darum wußte, entlassen haben. Herwegh sagte sein Wort zu seiner Verteidigung, er lächelte nur, wenn sie neues Beweismaterial anbrachten. Der Prozess war schon zu einem solchen Altenbühnen angefüllt, daß er in keine Lebensmalpe mehr hineinging.

Herwegh hatte sich Schreibzeug bringen lassen, um seine Erlebnis niederzuschreiben. Jetzt hatte er ja Zeit. Aber es hand nicht, daß er gar keine Erlebnis hatte, denn, daß er in Ostrow als Sohn eines Infanterieleutnants geboren war, in München Zura haberte hatte, sich mit Erzte Kollin verheiratet und eine Reihe nach Italien gemacht hatte, war nichts Außergewöhnliches, und er konnte auch die Untersuchungschaft nicht übergehen. Aber diese Zeit wollte er ganz aus seinem Leben streichen.

(Fortsetzung folgt.)

Der halbierte Storch.

Groteske von
Alexander Mojskowi.

(Nachdruck verboten.)

Es würde sich verlohnen, einmal die Geschichte der Storchplagen im Zusammenhang zu schreiben. Historisches Material ist genug vorhanden, und aus alten Berichten ergibt sich, daß der Storch keineswegs als eine harmlose Kreatur zu gelten hat. Der Storch, der seinen Laubstich auf der Seite im Glatte vernünftig beobachtet, der Geschiefer, der den Storch von der Seite der gebildeten Schenkel aufweist, sind nicht die kompetenten Beurteiler. Der Storch wird vielmehr in seiner ganzen Bedeutung erst dann gewürdigt, wenn man ihn als Massenfabrik betrachtet, als Vermehrungsfähigkeit, als Vertreter eines höchst bedeutenden Majoritätsprinzips. Als solcher trat er schon in den ägyptischen Plagen auf. . . . und die Störche kamen herauf und bedeckten das ganze Land Mizrajim. Noch unheimlicher klangen sie zu Demotris Zeiten in der Thebanischen Landschaft; es sieht gefährlich, daß die Störche damals größeres Unheil heraufbrachten, als alle Ungeheuer, Räuber und Tyrannen jemals in ganz Griechenland anrichteten.

Aber auch in Mitteleuropa ganz in unserer Nähe hat es eine Storchplage gegeben, und da ich der einzige bin, der sie studierte, will ich davon erzählen. Es ist eine abenteuerliche Geschichte, die, um ganz bei der Wahrheit zu bleiben, ihren Abfisch erst von der Zukunft erwartet.

Schauplatz: eine mit Seen, Teichen und Tümpeln reichlich gelegene Landschaft im Kreise Badenbergs Schöppelstet. Dort also trat eine Storchplage auf und die betroffenen Städtchen und Dörferchen wandten sich hilflos an den weisen Magistrat der Kreisstadtstadt, Dezen Edmund, Dr. Bittoratus, er nannte sofort eine Storchvertilgungsbehörde und diese sollte den lothig wie zoologisch ganz einleuchtenden Grundlag auf: Storch contra Storch! Sie bezog das größte Gebäude des Ortes, richtete sich in zahlreichen Schreibstuden ein und berief als Oberstordkommission eine Anzahl von Sachverständigen. Schon nach wenigen Wochen war durch Mitwirkung einer Tierhandlung la Saagenbed ein großer Storchkomplex bereit gestellt; und es entstand nunmehr die Frage: Wie sind diese Störche auf die bedräunte Landschaft zu verteilen? Derartige Fragen pflegen ein Statut zur Folge zu haben, ein Bündel von Paragraphen, an denen nicht mehr zu rütteln ist, wenn sie einmal in den Akten der Behörden veranlagt sind. Hier lautete der grundgebende Paragraph 11 in dem Faszikel mit der Aufschrift Schema B:

Jede Erbschaft des Kreises hat ihre genaue Einwohnerezahl zu ermitteln und für jede 200 Köpfe ihrer Bevölkerung einen Storch von der Oberstordkommission zu verlangen. Prompt und ohne Störung wurde die Erde besetzt. Die rationierten Störche langten an ihren Bestimmungsorten an, ja und soviel pro Gemeinde, sie entwickelten einen fabelhaften Appetit und die Störche der beteiligten Dörfer hatten alle Ursache, ihr traurovolles Requiem zu quaten.

Nur bei einer Ortsgaft, der kleinsten von allen, haperte es. Das Dörchen Klein-Niederwuppelstet nämlich ermittelte eine Bevölkerungszahl von genau 100 Seelen. Und der Dezenent entschied ganz folgerichtig: Dieser Dörchen hat ein e h 1 e n Storch zu beantragen. Man konnte da rechnen und dividieren so viel man wollte, das Resultat blieb unabänderlich: Null Komma fünf, gleich 1/2 Storch.

Etwas erheben sich neue Probleme: Wie sollte der Storch verteilt werden? Der Länge oder der Luere nach? Welche Hälfte sollte man dem Flecken überweisen? und was geschah mit der anderen Hälfte?

Ein stillschweigend ganz gestigter Storch-Affektor schlug vor, dieser Gemeinde einen ganzen Storch zu spendieren, da ein halber Storch in der Lage sein würde, das verlangte Storchvertilgungsgeschäft zu bewältigen. Aber dagegen opponierte der Obmann aufs heftigste: es hieße an den Grundfesten des Kreisorganismus rütteln, wenn man vom klaren Wortlaut proklamierter Gesetze nur um Daarebreite abwich.

Schließlich entschied Dr. Bittoratus: Der Gemeinde Klein-Niederwuppelstet wird hierdurch aufgegeben, ihren Bevölkerungszahl von 200 Köpfen erreicht haben wird, erhält sie einen kompletten Storch. Der Statutus wegen.

Da die Erbschaft über einen gesunden und fröhlichen Menschen schicklich verfiel, so wird sie — das darf man annehmen — die geistliche Aufgabe etwa bis zur Mitte des Jahrhunderts erfüllen können. Freilich wird sich die Zahl der Störche bis dahin auf rund 17 Billionen erhöht haben; und zu deren Vertilgung werden dann mindestens drei Milliarden Störche erforderlich sein.

Alter Bohemien.

Von
Sigfried Berberich.

(Nachdruck verboten.)

Je einmal täglich steigt er um diese Gasse, schlendert er hat ja Zeit, und mindestens einmal am Tage stellt er erst die Pappelleite ist wieder ebenso lang, wie sie damals war, als da sie mit den Augen des Kindes betrachtete. . . . Jweil-kundend Meter genau, geht, er wußte es damals schon und weiß es auch heute wieder, nachdem er jahreslang in den Bahnen der Mannheit und Kraft, stehenden Schrittes lie nehmend, die Zahl kaum bedachte, wenn ja, sie gering fand. Es schloß sich der Kreis: kindliche Müdigkeit beschäftigt schon den Körper, ungeliebte die Seele, verläßt der Geist auch in mündlichem Trost sich zunächst gegen läppische Abhandlung. Unmöglich erkernt er des Körpers Ruine. Verdröhen leuchtet er, zehn Meter weit, zur Bank und läßt sich leuchtend nieder.

Trübe Gedanken. . . Kopf hoch! Er späht nach Einbruch, trauriger Stimmung Vergehender. Steht ein Kind des Weges kommen, freut sich auf Unterhaltung: spricht es an, magt

Schmerz. Ambergelächeln liebt er, spielt gern den lieben Onkel, und die Kinder der Gegend lieben ihn alle, besonders die kleinen, weniger ernsthaft die großen, die für ihn als ob, von guter Erziehung gebildet, grinsen und lachen, gehen anerzogene Ehrfurcht als lästige Verwerfung, plüßlich laut und spöttelnd lachen: Koseheit unbefähigt und unbefähigt, Ausdruck dämmender Gefährlichkeit, aus wackerer Stärke gesungen, die, nach des Lebens Praxis, Rechte verleiht für die Gegenwart und Gedanken an die ausgleichende Gerechtigkeit der Zukunft im Sinne erstickt. — Er weiß und sieht dies alles, sein Geist ist ja noch jung, denn das Leben viel zu gut, um ihnen Unart nachzutragen; aber gar, wie wenig zeitgemäß, wie atonisch seine Schritte sind — laßt selber mit, begehrt sich, macht Konstellationen: hat er nun Unterhaltung — mögen sie lauten!

Oder er steht auf der anderen Seite der Straße einen Herrn — er kennt sie alle hier in der Gegend — dann grüßt er und spricht schon laut über die Straße, während er jagert, geschäftig und langsam seinem Ocker entgegenstreift. Spricht von seinen Lieblingsstücken, technischen Projekten, an denen er arbeitet, traut sich in allen Tausenden des Rodes, des Mantels, fördert Briefe zutage, Bezeichnungen, Bleistift und erläutere geschildert lang und breit und läßt nicht los, spricht von Anwesenheitsbüchern oder Nummern, die sich ihm verließen, von Patienten, die er eingekauft oder selbst bekommen habe, oder vorderricht nicht wägen, jedenfalls kein Ged, nur die Arbeit, da es schwer sei, Fremden zu finden, bei sie in die Praxis übertrage. Wird der Andere es müde, ihm aus Gutwilligkeit zugehen, springt von einem Bein auf andere, sieht zu deutlich auf die Uhr, gibt die Hand, dann nimmt er sie, hält sie fest und kommt aus zweite Thema: Basillismus — greift sich an die Stirne, läßt dann, frei von feintlichen Bedenken, neuer Stort, das Problem der Schuldentilgung für die ganze Welt und Menschheit. Wichtigt, — schweigend lächelnd geht der Andere, er schließt auf die Wand zurück, trennt die Weine, in Erwartung.

Blau Schilke, seine Jugendzeit. Weinland kommt sie, steht und horcht ihr sprich er von Kriegsgefahr, Industrie, papieren, Aktien, die gefährdet, Kronen-Währung dem Verfall seiner Habe. Und sie glaubt ihm, denn sie weiß, um wie Ärmlicher Bekanung er, der vordem reich gewesen, Abende und Nächte zubringt. Weiß, wie kümmerlich die Wäße und die Kleider sind, die er noch hat. Sieht mit Mitgefühl den Müdigang, ihr beglückt durch den letzten Hund: eine Ordensschleife, sechs, acht Bänder, unbeachtet hinterm Kragen. Von der Ueberzeugung, daß dem Wanne nicht zu helfen sei, plüßlich an des Alltags Forderung ermahnt, Zeit ist Geld, läßt sie ihn gehen, hinterläßt zum Trost ihm ein paar Schächeln aus dem ewig frischen Born des Selbsttums ihrer Seele, die sich wieder und wieder unterwegs, eine schöne Falle seiner Habe. Und sie glaubt ihm, denn sie weiß, um wie Ärmlicher Bekanung er, der vordem reich gewesen, Abende und Nächte zubringt. Weiß, wie kümmerlich die Wäße und die Kleider sind, die er noch hat. Sieht mit Mitgefühl den Müdigang, ihr beglückt durch den letzten Hund: eine Ordensschleife, sechs, acht Bänder, unbeachtet hinterm Kragen. Von der Ueberzeugung, daß dem Wanne nicht zu helfen sei, plüßlich an des Alltags Forderung ermahnt, Zeit ist Geld, läßt sie ihn gehen, hinterläßt zum Trost ihm ein paar Schächeln aus dem ewig frischen Born des Selbsttums ihrer Seele, die sich wieder und wieder unterwegs, eine schöne Falle seiner Habe.

Dummes Zeug! Er hat sich wieder und wieder unterwegs, eine schöne Falle seiner Habe. Und sie glaubt ihm, denn sie weiß, um wie Ärmlicher Bekanung er, der vordem reich gewesen, Abende und Nächte zubringt. Weiß, wie kümmerlich die Wäße und die Kleider sind, die er noch hat. Sieht mit Mitgefühl den Müdigang, ihr beglückt durch den letzten Hund: eine Ordensschleife, sechs, acht Bänder, unbeachtet hinterm Kragen. Von der Ueberzeugung, daß dem Wanne nicht zu helfen sei, plüßlich an des Alltags Forderung ermahnt, Zeit ist Geld, läßt sie ihn gehen, hinterläßt zum Trost ihm ein paar Schächeln aus dem ewig frischen Born des Selbsttums ihrer Seele, die sich wieder und wieder unterwegs, eine schöne Falle seiner Habe.

Wie kommt ein Auto, faumabwillig, preßt er nach das Zeitgenosse vor die Nase: vor Bazillen sind nach Möglichkeit zu schützen! Denn Bazillen — seine Feinde! Aber auch — hier geht's bergab — ob es sich nicht machen ließe, daß das Auto aus des Wänterfahrens Schwung Kräfte staple, Energie geminne. Ein Problem, des Denkens wert ...

Wie denkt er? Leute kommen. Unbekannte, deren Kleider, Schuhe, Hüte er zum Heiterkeit taxiert, und gemessenhaft spricht er die Summen ins Nichts und addiert: fünf Minuten Hunderttausend! Große Werte — Werte fiktiver! Das dozieren er dem Kommerzianten, der jetzt kommt, den er kennt, goldglühend benannt, weil die Spende für den Tierpark ihm den heifersehnten Titel brachte. — Erster Eindruck: flatternd, unterhaltungsthematisch: Steuern! Jammern, Albern — wärmer werdend: Knie, Erbsen und Augenwinkeln. — Woller Freudehaftigkeit trennt man sich. —

Wittig wird's, er geht nach Hause, stöhnend und Probleme wägend. Kranke geduldsvoll in der Kammer, fördert dies und das zutage, Dillen, Woll und seine Famae, steht am Kaffee, hoch den Woll: einmal Fleisch am Tag genügt! Setzt sich dann den Magen voll und befiehlt die dicken Stieber, auf der Citronen liegend ... Nacht und weiß sich Junggelei.

Eigentümlich. — Jetzt ist's zu spät! Nicht dran denken drum! Philosophisch: das Schwundene ist gut!

Geht hinterher auf die Straße, um die Gde. Seine Pappeln werfen jetzt schon lange Schatten, und ihn deutet die lange Zeile ist noch länger als am Morgen ...

Medizinische Umschau.

Anhedungsgeschichte durch Hustenstöße.
Die Uebertragung der Lungentuberkulose durch die während des Hustens in die Luft gelangenden und verstreuten Tuberkeln ist zwar längst festgestellt; wie groß die auf diese Weise entgehende Infektionsgefahr jedoch unter Umständen sein kann, haben erst die kürzlich ausgeführten Untersuchungen Sippes erwiesen. Der Forscher stellte seine Versuche an, indem er Mäusegewissen in einzelnen Dauerabschnitten von fünf Minuten bis zu einer halben Stunde von Lungentuberkeln anblies. Als Folgeerscheinung zeigte sich, daß von 14 Tieren nicht weniger als 10 an Tuberkulose erkrankten. Sogar das nur fünf Minuten lang angebliesene Tier wurde tuberkulös.

Um dieser furchtbaren Infektionsgefahr nun wirksam entgegenzutreten zu können, ist es aber vor allen Dingen notwendig, in deren Verlauf sie am intensivsten ausfallen und damit die meisten Tuberkeln verstreuen, da diese Hustenzeiten in der Regel sehr wecheln. Bei neu auftretenden Malariaerregern ist z. B. die Hustenperiode außerordentlich, während andererseits auch wieder Perioden vorkommen, in denen der Husten nur wenig oder gar nicht vorkommt. Es wäre also gut, wenn derartige Bestimmungen in größeren Umfang gemacht würden. Zu diesen Angaben möchte der Arzt den Patienten an drei Tagen je ein kleines Glasfläschchen (Objektträger) auf eine Entfernung von 30 bis 40 Zentimeter an-

halten lassen, worauf diese Gläschen auf ihren Gehalt an Tuberkeln untersucht werden müßten. So könnte man dann wenigstens die gefährlichsten „Bestreuer“ unter den Kranken herausfinden und daraufhin die in der Tat ganz unheimliche Gefahr der Uebertragung der Tuberkulose von Mensch Mensch durch die beim Husten umherfliegenden Stäubchen nach Möglichkeit beseitigen.

Phosphor gegen Schlaflosigkeit.

Eine neue Behandlungsmethode der Schlaflosigkeit gründet sich auf die erst in neuerer Zeit festgestellte Tatsache, daß der Eintritt des Schlafes sowohl von einer Blutdrückung, als auch von einem ganz bestimmten Gehalt des Blutes an Phosphor abhängig ist. Einen deutlichen Beweis hierfür bildet unter anderem z. B. die bei Fleglern im Anfang fast immer auftretende ganz unnatürliche Schlafsucht, die zweifellos auf eine infolge der dünnen Sphänelit entstehende Senkung des Blutdruckes zurückzuführen ist. Von entscheidender Bedeutung ist für den an Schlaflosigkeit Leidenden jedoch vor allem der Phosphorgehalt seines Blutes. Nach einem Bericht Neufeldts über eigene sowie auch von anderer Seite angestellte Untersuchungen wurden mit der Berechnung eines Phosphorpräparates „Phosphobion“ bei Schlaflosigkeit in wertvolle Dauererfolge erzielt, daß man zu der Annahme gelangte, mußte, daß die während des Schlafes stattfindende Stoffwechselfähigkeit, welche dadurch, daß sie die Ernährungszufuhr aus dem Körper ausschaltet, unsere Körperkräfte immer wieder erneuert, höchstwahrscheinlich nur bei einem gleichzeitig vorhandenen genügenden Gehalt des Blutes an Phosphor in normaler Weise funktionieren kann, weshalb als natürliche Folge eines Phosphormangels im Blut Schlaflosigkeit auftritt. Da der Körper aber nun den dem Blut notwendigen Phosphor wohl kaum durch den Phosphorgehalt der Nahrung allein liefern kann, obgleich der gesunde Organismus sicherlich eine bestimmte Menge Phosphor für seine Zwecke aufzuheben vermag, belämpft man also die Schlaflosigkeit am besten, wenn man dem Körper Phosphor zuführt.

Die Beschreibung von Phosphor und zwar in unangenehmer Form hatte denn auch tatsächlich zur Folge, daß bei diesen Schlaflosen ohne jede Suggestion ein gelinder physiologischer Schlaf erzielt werden konnte. Die günstige Bedeutung verlagte nur in Fällen schwerer Hysterie, bei besonderen Erregungszuständen oder auch bei Schlaflosigkeit, die durch Herzfehler oder neurologische Schmerzen hervorgerufen wird.

Neue Heufieber-Probleme.

Man hat in Frankreich lange Zeit zu der Annahme geneigt, daß als Ursache des Heufiebers ausschließlich die rein mechanische Reizwirkung der Pollenkörner auf die Nasenschleimhaut aufzufassen sei. Neuerdings ist diese Annahme in dessen wiederlegt worden, indem Versuche Dunbars zeigten, daß auch die Aufnahme einer aus den Pollenkörnern blühenden Gräser hergestellten Substanz Heufieber hervorruft. Die Feststellung Dunbars von der mehr oder weniger ausgeprägten Bedeutungszunahme der mechanischen Reizwirkung wurde außerdem noch durch die Untersuchungsergebnisse Wolffs bestätigt, die erweisen haben, daß in den Pollenkörnern der Gräser gewisse Eiweißstoffe enthalten sind, gegen die manne Menschen jedoch eine besondere Empfindlichkeit oder vielmehr Ueberempfindlichkeit zeigen, daß häufig einige derartige Ueberempfindlichkeiten auftreten. „Es handelt sich“, sagt auch Brenne hierüber, „neben den entzündlichen und neutralen Erscheinungen in der Nase und ihrer Nachbarschaft um eine allgemeine Anaphylaxie gegen gewisse artfremde Eiweißstoffe, die durch die abnorm durchlässige gewordene Nasenschleimhaut in die Blutbahn eintreten.“ b. h. mit anderen Worten, eben um eine Ueberempfindlichkeit gegen diese Eiweißstoffe. Da nun aber nicht jeder Mensch im gleichen Maße auf die Einwirkung des Pollenziters reagiert und die meisten Menschen diese Eiweißstoffe in ihre Blut- und Lymphbahnen aufnehmen, ohne daß sie die mindesten Beschwerden davon verspüren, so muß bei Heufieberkranken, wie b. h. „Vergiftliche Rauchschwärze“ ausführt, vermutlich auch eine besonders nervöse Reizleitung stattfinden. Einerseits ließe sich denn, eine direkte Wirkung des reiferen Pollenziters auf das zentrale Nervensystem von besonders sensiblen Individuen“ and feststellen. Andererseits kann man auch die Erscheinung beobachten, daß die zu Heufieber neigenden Personen bisweilen auch dann erkranken, wenn gewöhnlicher Staub oder dgl. auf ihre Nasenschleimhaut gelangt.

Man muß also wahrscheinlich damit rechnen, daß bei dem Zustandekommen des Heufiebers sowohl mechanische, als auch nervöse Reize zusammenwirken, insofern die Krankheit also eine Kombination beider Reizformen darstellen würde. Daß gerade die Nasenschleimhaut der Hauptort der Reizempfindung ist, hängt damit zusammen, daß sie von einem ausgeprägten Vasal-system des Nervensystems durchsetzt ist, und daß deshalb namentlich das Schwellenvermögen der Schleimhaut von ganz besonderer Reizempfindlichkeit ist.

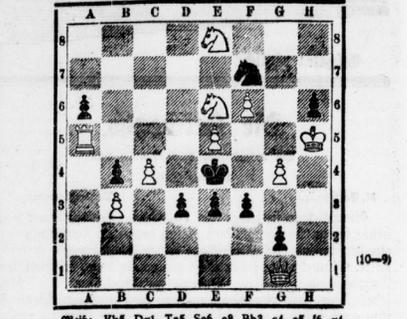
Bunte Zeitung.

Merke in der Politik. In der „Deutschen Medizinischen Wochenchrift“ beschäftigt sich Dr. Helene Seitzner mit der Teilnahme der Ärzte an den Wägenpolitik. Demnach ist die Zahl der Ärzte, die in den gelegentlichen Versammlungen des Deutschen Reichstages teilgenommen haben, auffallend gering. Das norddeutsche Bundesparlament des Jahres 1887 zählte unter 293 Mitgliedern nur 2 Ärzte. Dieses Minderheitsverhältnis hat sich bis zum heutigen Tage erhalten. Im ersten deutschen Reichstag der Republik sind unter 462 Mitgliedern 4 Ärzte. Weber das gesteigerte Interesse für volkswirtschaftliche Fragen, das sich seit Beginn unseres Jahrhunderts geltend gemacht hat, noch die großen volkswirtschaftlichen Aufgaben, deren regelmäßige Lösung die Verbesserungen der Krieges- und Kriegszustände fordern, konnten die allmähliche Anteilnahme der Ärzte an der deutschen Gesetzgebung verflücken. Von den 50 Ärzten, die seit 1887 gewählt wurden, hat sich mehr als die Hälfte in besonderer Weise neben ihren Berufspflichten öffentlich, auch fernher liegenden Angelegenheiten lokalen Charakteres gemeldet. Würde man die Stimmen wägen, so wäre ein gutes Gemisch heraus. Aber im Parlament werden sie geschätzt und daher wäre eine Zunahme der ärztlichen Mitglieder zu wünschen. Wechslich ungenügend liegen die Verhältnisse auch in England. Anders aber in Frankreich. Dort ist die Zahl in der Deputiertenkammer relativ hoch, fast zehn Prozent. Dadurch dürfte in Frankreich der im Interesse der Volkswirtschaft wünschenswerte ärztliche Einfluß auf Gesetzgebung und Verwaltung gesichert sein.

Auch eine Blutserumkrankheit. Während eines Aufenthalts in England teilte die Königin der Sandwägeninfern der Königin Victoria einen Besuch ab. Im Laufe des Gesprächs wägte sie die braune Vase, die sie habe auch einfließen Blut in den Wägen. — „Wägen?“ fragte die Königin Victoria. — „Meine Vorfahren haben den Kapitän Cook ausgelesen.“ (Ladies Home Journal.)

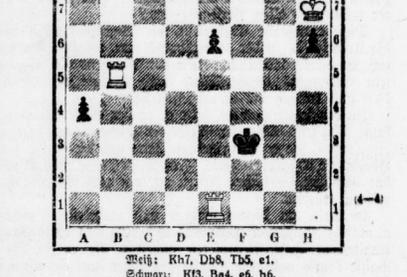
Schach

Aufgabe Nr. 2364 von G. Schacht.



Weiß: Kt5, Dgt, Td5, Se6, e8, Bb3, c4, e5, f6, g4.
Schwarz: Kd4, Sff, Bde, b4, d3, e3, f3, g2, h6.
Weiß zieht und setzt in zwei Zügen matt.
Lösung: 1. Se6—c5+! 11—9

Aufgabe Nr. 2365 von O. Würzburg.



Weiß: Kht, Ddb, Td5, c1.
Schwarz: Kf3, Bde, e6, h6.
Weiß zieht und setzt in drei Zügen matt.
Lösung: 1. Td5—e5. Kf3—g4 2. Tel—e3
Kf3—g2 2. Te8—e5
h6—h5 2. Te5—g5
a4—e3 2. Dd6—b3+.

Theodor von Göwe (siehe am 11. Juni diesen 70. Geburtstag, nach Heben)

Paris Nr. 2349 gibt einen schönen Beweis feiner glänzenden Epilepsie.

Weiß: 3. Minien. Schwarz: Th, v. Gdewe. Attentatlich.
Dieser Gegenangriff schlägt durch.
20. Se3—f5 S14×c3+
21. Dc2×d3 d5×c4
e4×d3
22. Dc2×f3 e5—e4
23. Df3—e2 S6—d5
24. Df3—e2 S6—d5
25. Tel—c1 e4×d3
26. ...
Empfehlenswerter erweist sich das Gang des Weissen.
Ldt—b1
Gemann für den 5. Das Spiel ist unklar.
Der Weisse war
27. Lg3×b8 Tab×b8
28. 0—0 Sd5—f4
29. Dc2×f3 S14—e2+
30. Kf1—g2 Dd6×c3
31. Sd3×c4 Sd2×c1
32. Td7—e6 Td6—d8
und Schwarz gemann.

(Entnommen dem „Deutschen Wochenschach“.)

Goldenes Schach-Abt.

1. Ist die Partie gar ernst und schwer.
2. So nimme ein Burgatig vor! Der Wänter war im Rechten Platz; Fall' ja nicht rein auf jeden Quat.
3. Späht du umsonst nach Rettung — sieh! Dann biet' dem Wänter an Remis!
4. Die Schachmännchen nur im Wänter kommt; Der Schacher Mannchen spanisch kommt.
5. Streu' auf Tarmmen fies nach Siegel! Und bleib' er aus, so träre dich!
6. Die Uns' sagt am stillen Quell; Die Schach-Lie' läuft verzweifelt schnell.
7. Der Verzicht liebt sich den Reim; Der Verzicht aber sieht den Reim.
8. Ein jeder Schacher weiß, wer Weiß, Auch unsre Höhe freud' ist Weiß.
9. Der König Xeres stark am Edgag; Kantippe ach! — verland kein Schach.
10. Den Wof' mag sogar kein Wänter; Held Pflanzli' ist im Turm.
11. Der Zeig' liegt kein Weiden schlicht; Zum Zugzwang brauch' die Fäuste nicht!

A. Aschervin.
Rätseln.
Wenig bekannt ist es, was Gustav Freytag, der deutsche Dichter und Kulturhistoriker über die eigenen ersten Anfänge im Schachspiel schreibt:
„Wenn der Abte dem alten Herrn (seinem Vater) beim Schachspielen gegenüberlag und die Figuren richtig setzte, dann standen die übrigen Geschwister schweigend und mit großen Augen daneben und betrachteten achtungsvoll den Bruder, welcher dem Vater die Bauern wegzunehmen wagte.“ Das Berwerten kleiner Züge, wie hier g' sehen, ist charakteristisch für den gemäßigten Verwalter der Bilder aus der deutschen Vergangenheit und des Romans „Gott und Haben.“